

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Der Anteil der Jesuiten an der Preußischen Krone von 1701

Thoemes, Nikolaus

Berlin, 1892

I. Einleitung.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-435

I.

Einleitung.

„Von welchem allen aber nicht das Geringste eingeräumt, noch sonst etwas versprochen und bewilliget worden, so der evangelischen Religion zum Nachtheil und der katholischen zum Gewinn gedeihen könnte. Und hat man sich dessen billig um so viel mehr zu verwundern, weil dieses negotium an den kaiserlichen und königlichen polnischen Höfen durch Jesuiten (!) geführet werden müssen.“

Excellenz Frhr. v. Flgen in seiner Denkschrift (1704) über die Erwerbung der königlichen Dignität. (Urkunde 418*).

Vorliegendes Schriftwerk versucht in deutscher Sprache, eingehender als gewöhnlich für die Oeffentlichkeit geschehen, den Anteil zu bestimmen und darzustellen, welchen an der Errichtung des preußischen Königsthrones für das gefeierte, mächtige, erlauchte Herrscherhaus der Hohenzollern die berühmte Gesellschaft Jesu genommen hat. Man wird in den einzelnen Teilen des vorliegenden Buches des Näheren sehen, wie der Begründer der preußischen Königswürde und seine Staatsmänner gerade in den Werkstätten der damaligen Politik, welche in erster Linie für ihr Ringen nach der blinkenden Krone entscheidend waren, in der Kaiserburg zu Wien und am Königshofe zu Warschau, die Hilfe der dort maßgebenden Staatsmänner aus dem Jesuitenorden in den jedesmal wichtigsten Augenblicken anriefen und stets auf's Bereitwilligste und mit größtem Erfolge fanden. Man wird erkennen, wie die in Rede kommenden Jesuiten der Fertigstellung der preußischen Königskrone nicht nur harte und selbst gefährvolle Arbeit im Kampfe mit den Großen der Erde widmeten, sondern auch dafür ihr brünstiges Gebet zum Himmel entsandten. Man wird zu Gunsten der preußischen Königskrone die Jesuiten mit Erfolg selbst an der Arbeit sehen, der päpstlichen Politik, welche die konfessionelle Befangenheit unnötig zur Gegnerin sich gemacht hatte, eine andere Richtung zu geben. Es ist so in der That: Ein Jesuit erfaßte als der erste unter den Staatsmännern des Auslandes die Idee der Erhebung des hohenzollernschen Kurhauses zur nationalen

*) „Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven“. 1. Band. 1878. Urkunde 418. S. 553. Im Folgenden werden öfters Urkunden aus diesem Werke angezogen werden; es wird genügen, sie mit ihrer Nummer zu bezeichnen.

preußischen Königsdynamie, in möglichster Unabhängigkeit von jeder anderen Potenz und gegründet nur auf den eigenen Machtbesitz und den souveränen Herrscherwillen Friedrichs I. Dem Dienste dieser Idee widmete er die Waffen, welche sein scharfer Geist, seine diplomatische Gewandtheit, seine politische Mührigkeit der Geschichte, dem Naturgesetz, dem Staats- und Völkerrecht so reichlich entnahmen. Und dieses alles hat der Jünger Loyolas für das preußische Königtum gethan, lange bevor protestantische Panegyriker, wie Ludewig (1703) die gleichen Fragen in kontroversistischer Weise behandelten. Ein Jesuit war es, welcher beim Kaiser zu Wien die Sehnsucht des Hohenzollern nach der Krone vortrug, empfahl und erfüllte, als der brandenburgische Gesandte wie auch die von diesem gewonnenen österreichischen Staatsmänner den schicklichsten Weg zum Throne für den bisherigen Kurfürsten von der Mark weiter zu bahnen außer Stande waren. Haben so die Jesuiten durch ihre vorhergehende Thätigkeit an den Höfen zu Wien und zu Warschau dem preußischen Königtum als Geburtshelfer gedient, so haben sie es auch nachher sorgsamst gepflegt. Sie verhalfen ihm zur Anerkennung durch Stände des deutschen Reiches, durch die Fürsten Italiens und selbst durch das Rom so fernerückte Schweden. Ein Jesuit zumal, zumeist und zuerst betrieb den Ausgleich zwischen dem neuen Königtum und dem Papsttum, als von hien und drüben politische Fehler begangen worden, bei deren Folgen es dem ersten Träger der Krone beinahe etwas schwül zu werden begonnen hatte. Angesichts alles dessen wird man sich nicht wundern, wenn in den zahlreichen Briefen, welche der erste König von Preußen mit seinen politischen Freunden in der Gesellschaft Jesu behufs Erlangung ihrer Hilfe in Sachen der Königskrone gewechselt hat, sich Worte herzlichster Anhänglichkeit und bewunderungsvollster Ergebenheit der Jesuiten gegen den Herrscher und sein erlauchtes kurfürstliches, königliches, und heute kaiserliches Haus finden. Andererseits aber wird man auch die gnädigen Worte jener fürstlichen Dankbarkeit begreiflich finden, wozu König Friedrich I. sich so oft und wiederholt ausdrücklich bekannte. Jene Briefe aber werden wir unserer Darstellung zu Grunde legen und ihr, soweit angänglich, wörtlich oder in sinngetreuer Wiedergabe aus der Diplomatensprache einverleiben.

Die nähere Kunde von der entscheidenden Theilnahme der einflußreichsten, scharfsinnigsten, hochherzigsten und uneigennützigsten Jesuiten ihrer Zeit an der Errichtung des preußischen Königthrones für das Herrschergeschlecht der Hohenzollern ist indessen noch zu wenig Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Weder in der Erregung bei Beratung des Jesuitengesetzes vom Jahre 1872 zur Ausweisung aus, noch in der Frage über Rückkehr des berühmten Ordens nach Deutschland haben die einschlägigen Thatsachen Erwähnung und Berwertung gefunden. Damit aber geschieht einmal der Würdigung der gesamten heute so glänzenden Machtentwicklung des Herrscherhauses an der Spitze Deutschlands ein ungebührlicher Abbruch. Sodann aber werden so selbst bessere und maßgebende Geister der Nation zu einer Haltung verleitet, welche weder den Gesetzen historischer und nationaler Dankbarkeit, noch

auch der politischen Klugheit ganz entspricht. Im Besitze der näheren Kunde dessen, was die vorliegende Schrift ausführlich darbietet, hätten sich, wie unlängst geschehen, unmöglich Mitglieder eines weitverzweigten Bundes in unserem Vaterlande bereit finden lassen, in einer Vorlage für Bittschriften an den Kaiser in der Jesuitenfrage den Satz vorzuschlagen:

„Der Jesuitenorden hat noch überall, wo er zu Macht und Einfluß kam, Verfall und Zerrüttung angerichtet; daß er irgendwo dauernden Segen gestiftet, davon weiß die Geschichte nichts.“ (S. Entwurf des Ausschusses für eine Bittschrift an Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. gegen die Jesuiten. (Germ. 5. Jan. 1892, I. Blatt.)

Ebenso wenig würde die Zahl der Bittschriften an den deutschen Reichstag gegen die Zulassung der Jesuiten ins deutsche Reich die hohe Ziffer von 15136 mit 1125000 Unterschriften erreicht haben, falls man den Unterzeichnern vorgehalten hätte, wie viele Bittbriefe ehemals der erste König von Preußen an Jesuiten behufs seiner Rangerrhöhung entsandte. Wäre letzteres mehr bekannt, so hätte man auch erkannt, daß die Bewegung gegen die Jesuiten eine so wenig angemessene Bethätigung nationaler Dankbarkeit gegen den Orden bezeichnet, dessen einflußreichste und berühmteste Mitglieder ihrer Zeit die preußische Königskrone so fest und haltbar schmieden halfen.

Gänzlich war zwar niemals unter preußischen Geschichtsschreibern das Gedächtnis an die entscheidende Mitwirkung der Jesuiten bei der Erhebung Preußens zum Königreich verschwunden. Kein Geringerer als Friedrich II. hat es vor rund 150 Jahren uns als eine (von ihm übrigens nicht geteilte) Ueberlieferung des Berliner Hofes aufgezeichnet, daß dem Kurfürsten Friedrich III. die Idee zur Erringung der Königskrone für sein Haus von dem Jesuiten Karl M. Bota in Warschau eingegeben worden sei. (Fréd. le Gr., Oeuvres I. p. 101.) Auch macht Friedrich II. die erste Mitteilung aus den Archiven über ein von Jesuitenhand darin befindliches Aktenstück in Sachen der Königsfrage. Rund fünfzig Jahre später 1799 hören wir von Friedrich Nikolai („Neue Berl. Monatschrift“ 1799) es habe sich lange „eine dunkle Idee verbreitet“, und sei „in mehreren gedruckten Büchern obgleich ganz unbestimmt angeführt, daß die Sache durch einen Jesuiten P. Wolff (Friedrich von Lüdinghausen, genannt Wolff) zu Stande gebracht worden.“ Nikolai als der zweite gab auf Grund von Erinnerungen aus einer Beschäftigung im preußischen Archiv einige wenige weitere aber verwirrte und dazu teilweise auch ganz unrichtige Vorstellungen über den vorhandenen Aktenbestand von Jesuitenhand in der Krönungsfrage. Indessen beschränkte sich auch lange noch nach Nikolai die Kenntnis der Sache zumeist auf den Namen des einen oder anderen der in Frage kommenden Jesuiten. Nur die Verwechslung einer Chiffre bei Lesung einer wichtigen Gesandtschaftsdepeche, wodurch P. Wolff in Wien zunächst und unmittelbar in die Sache hineingezogen wurde (Näheres darüber weiter unten!), fand als Merkwürdigkeit hin und wieder noch einen Platz.

Aber außerhalb des Bereiches der stets so geringen Zahl der Kenner der Krönungsakten in den Staatsarchiven wurde die Thätigkeit der Jesuiten für die neue Krone selbst noch tief im 19. Jahrhundert vielfach für unglaublich angesehen. Ehedem vor Nikolai hatte ein Ordensrat König darüber sich geäußert: „So gut sich diese Anekdoten hören lassen, und der menschlichen Neigung für das Unerwartete angenehm sein mögen, so finden sich bis jetzt davon keine überzeugenden Beweise, daß sie wahrhaft sind, selbst nicht in den schriftlichen Verhandlungen dieser Zeit, welche die Archive bewahren.“ Noch nahezu an zwei Jahrzehnte nach Nikolai schrieb der vaterländische Geschichtsschreiber Horn, die Anekdote, „daß zuletzt doch nur der P. Wolff, Reichswater (?) und Liebling des Kaisers, denselben vermocht habe, in Friedrichs Wunsch einzugehen,“ sei „weder zu bejahen noch zu beneinen“. Erst patriotische Historiker der späteren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts haben Nikolai's freilich höchst ungenügende, mangelhafte, und einseitig gefärbte Erinnerung weiter verbreitet und teilweise auch nach eigener Einsicht von Akten ergänzt. Dies geschah aber durchgängig ohne Zuhilfenahme und ohne Berücksichtigung der sämtlichen einschlägigen Stücke. Andererseits geschah es wieder in einer Form und Beleuchtung, welche ebenso wenig, wie den Umfang, die Art und die Mittel der Mitwirkung der Jesuiten zur Errichtung des Königsthrones für das Haus Hohenzollern, wohl aber ein gewisses Mißbehagen an jener Thätigkeit und jenen Verdiensten der Jünger Voholas erkennen lassen.

Ein Buch mit dem auffallenden Titel, wie das vorliegende, so gerecht er ist, wird daher vielfach noch Ueberraschung und Staunen entlocken. Namentlich würden diese Gefühle gerechtfertigt sein bei der Erwägung, daß so unumstößliche und höchst wichtige Thatsachen, wie sie hier ausführlicher mitgeteilt werden, und welche mit ebenso ehernen wie ehrenden Lettern in jedem Abriß vaterländischer Geschichte angegeben sein dürften, so lange Zeit fast ganz der größeren Oeffentlichkeit vorenthalten blieben. Man muß es daher mit höchstem Danke begrüßen, daß in unserer Zeit die Königl.-Preussischen Staatsarchive auch in Betreff dieses Teiles patriotischer Geschichte aufgethan worden sind. Aber auch noch in unserer Zeit hat der Herausgeber seinen bezüglichen Publikationen eine Art Entschuldigung vorausschicken zu müssen geglaubt mit der Bemerkung:

„Es wird keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn ich den Schriftwechsel der beiden Jesuiten Bota und Wolff, soweit er sich im Geheimen Staatsarchiv befindet, und irgend welche Beziehungen zu den preussischen Verhältnissen enthält, vollständig mittheile.“ (Siehe: „Publikationen aus den Kgl. Preuss. Staatsarchiven 1878“. I. Bd. S. 447).

Man würde diese Anmerkung kaum verstehen, wenn man sich nicht erinnerte, daß im Jahre 1878 zur Zeit der Publikation der Korrespondenz des ersten preussischen Königs mit den in Rede stehenden Jesuiten, P. Bota am polnischen Königshofe zu Warschau und P. Wolff am Kaiserhofe zu Wien,

erst wenige Jahre verflossen waren, seitdem der ehemalige Reichskanzler und Präsident des preussischen Staatsministeriums den Jesuitenorden aus dem deutschen Reiche zu verweisen zugelassen und der Reichstag dementsprechend beschlossen hatte.

Die in Rede stehenden „Publikationen“ haben seitdem, wie es scheint, trotz ihres reichen Inhaltes zur Aufklärung und Beherzigung wenig Beachtung und Ausbeutung für die Oeffentlichkeit gefunden. Dieselben sind bei ihrem Erscheinen von der Kritik sogar sozusagen der Nichtbeachtung empfohlen worden.

In der „Zeitschrift für Preuß. Geschichte und Landeskunde“ (16. Band 1879. S. 544) wurde eine Stimme (gez. D.) laut, welche die Kenntnismahme der betreffenden Urkunden gar schwierig und abschreckend darzustellen beliebte.

„Wie viele Wißbegierige allerdings diese Urkunden alle wirklich lesen werden ist eine Frage, die sich der Autor von vornherein selbst gestellt und beantwortet haben wird. Unter den 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, die Preußen am Schluß der behandelten Periode (1640—1740) hatte, befanden sich 100000 Katholiken, das ist minimal. Nun soll keineswegs behauptet werden, daß das Interesse eines Gegenstandes durch seinen Umfang bestimmt wird, besonders hier, wo ja nicht nur das Verhältnis des Landesherrn zu seinen katholischen Unterthanen, sondern auch zur katholischen Kirche als auswärtige Macht behandelt wird; immer aber ist das Verhältnis Brandenburg-Preußens zur katholischen Kirche gerade in dem Jahrhundert 1640—1740 ein Gegenstand minderen Interesses. Autor muß sich also von vornherein darauf gefaßt machen, daß sein Buch dem Gebildeten fremd bleiben wird, weil ihn, so vortrefflich die darstellenden Teile geschrieben sind, die Masse der Urkunden abschreckt.“

Vielleicht aber erschöpft der „seiner Vortrefflichkeit wegen“ gerühmte „darstellende Teil“ der „Publikationen“ den Inhalt der die Königsfrage mitteilenden Urkunden nur zum kleineren Teile. Dies zu vermuten genügt der Hinweis darauf, daß von den zahlreichen Botta'schen Stücken hauptsächlich nur die Denkschrift aus dem Herbst 1700, und diese in nicht ganz zutreffender Weise, ausgebeutet worden. Dadurch allein aber wird man der so eifrigen, selbstlosen und gefahrvollen Thätigkeit des P. Botta in Polen und anderswo schwerlich ganz gerecht.

Soviel ist allerdings richtig, daß es selbst nicht eines jeden Gebildeten Sache ist, dicke Nachschlagewerke von Akten und fremdsprachige Urkundenbestände zu Rate zu ziehen. Selbst der kürzere und deutsch geführte Briefwechsel König Friedrichs I. mit P. Wolff zu Wien leidet an jener Unzugänglichkeit für das weitere Publikum mit. Wieviel mehr denn jener ungleich wichtigere und umfangreichere, welchen derselbe König in französischer Sprache mit dem P. Botta S. J. am polnischen Hofe zwecks Erlangung der Königswürde unterhielt?

Trotzdem aber dürften weite Kreise des deutschen Volkes recht wißbegierig danach sein, was denn jener edle erste Hohenzollernkönig in seinen Briefen an Jesuiten niedergelegt, und welche Antworten ihm unter dem Jesuitenzeichen „I. H. S. — S. J.“ (Urk. 325) zu Teil geworden sind.

Was in dieser Beziehung gegen das Interesse unseres Volkes und sein historisches Selbstbewußtsein vielleicht gesäumt worden, das soll in Folgendem durch Ausbeutung des reichen Stoffes, welcher in jener so wichtigen und denkwürdigen Korrespondenz dem weiteren Publikum, wie auch den Gebildeten unerschlossen in den Archiven und dann in dicken Urkundenbüchern sich verbarg, in etwa nachgeholt werden.

II.

Der Berliner Hof und die politische Lage vor dem Ringen um die Krone.

„Von Ihren Ministris hätten ja Ihre Majestät billig in einer so schweren und großen Unternehmung die meisten und besten Dienste haben sollen. Man kann aber mit Wahrheit sagen, daß Sie von denenselben gänzlich darin verlassen worden.“

Excellenz Frhr. v. Algen in seiner Denkschrift (418).

Von alters her waren die Augen der Hohenzollern auf hohe und höchste Ziele gerichtet. Bereits Joachim I. (1499—1535), der deutsche Nestor, hatte seinem Hause die Königskrone und selbst die höchste Würde in der Christenheit in Aussicht gestellt, welche dann keine andere als die kaiserliche oder päpstliche sollte sein können. (Abel, Preuß. und Brandenburgische Staatshistorie 1710 S. 111). Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm (1640—1688) zuerst schuf die Macht, welche einen Anspruch auf die Königswürde begründen konnte. Auch fehlte es schon unter ihm keineswegs an Strebungen nach dem königlichen Szepter für die Hohenzollern. Die brandenburgischen Gesandten erhielten von ihm stets die Weisung, an allen Höfen und bei allen Verhandlungen auf Gleichstellung mit den Abgesandten der königlichen Machthaber Europas zu dringen. Es war das keine bloße Streitigkeit um Rang und Form, vielmehr um Macht und Einfluß. Denn ohne jene Gleichstellung wurden eben die brandenburgischen Gesandten auf Schritt und Tritt durch die Fuzangeln der Etikette in Erreichung ihrer Ziele gehemmt. Dieses Streben des großen Kurfürsten selbst aber blieb erfolglos; um so dringender mußte der Wunsch in der Hohenzollernndynastie reifen, die Königskrone selbst und damit ihre Vorteile und einen Riesenvorsprung in der Weiterbildung ihrer Macht zu erringen. In den Verhandlungen vom Jahre 1686 zwischen dem Großen